


**Nr. 48.** **Posen, den 26. November.** **1893.**

# Der Polizei-Sergeant Nummer 21.

Die Geschichte eines Verbrechens.

Von Reginald Barnett.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)



„Nun, meine Herren," bemerkte der Herr von Scotland Yard, „dies ist kein Leichenbegängniß. Wir sind hier zusammen gekommen, um etwas zu thun, nicht um Gebete zu sprechen. Ich kann Ihnen sagen, was ich gethan habe. Ich habe meine Leute auf Kundschaft ausgeschickt und da sie gewandte Bursche sind, so hoffe ich, etwas Brauchbares von ihnen zu erfahren. Mit dieser ermordeten französischen Dame beschäftigt man sich bereits in London, und ich habe an einen Bekannten in Paris telegraphirt, der seine Sache versteht und uns vielleicht ihren ganzen Stammbaum bis zu den Troubadours hinauf angeben wird. Solche Sachen werden in Frankreich meisterhaft behandelt. Man hat dort ein Register und es ist sehr leicht, etwas über Personen zu erfahren, die man sucht."

„Vorausgesetzt natürlich, daß Sie zuvor irgend eine Grundlage haben," bemerkte Sergeant Power, aus seiner Gleichgiltigkeit erwachend. „Aber wer beweist uns, daß die Dame nicht unter falschem Namen reiste? Diese Annahme scheint mir ebenso wahrscheinlich als das Gegentheil."

„Sehr richtig, mein Freund, sehr richtig! — Und das müssen wir herausbringen," erwiderte Brusel. „Und was ists jetzt mit dem andern Unterrock? Was wissen Sie von dieser?"

Sergeant Power zuckte mit den Achseln und sagte: „Sie wissen darüber so viel wie ich."

„Es ist eigenthümlich," bemerkte der Inspektor, „ich habe Ihnen gesagt, was der Sergeant gefunden hat. Man hat von ihr auf den Bahnhöfen nichts gesehen, sie muß also schon früher in der Stadt gewesen sein und ist vielleicht noch hier. Die Ermordete war ausgegangen, um mit ihr irgendwo in der Stadt zusammen zu treffen, und ist auf keinen der Bahnhöfe gegangen."

„Was ich gerne wissen möchte, ist, was der Sergeant denkt," sagte Mister Brusel mit einem freundlichen Blick nach Robert, ohne auf die Auseinandersetzung des Inspektors zu achten. „Der Sergeant sieht aus, als ob er in seinem dicken Schädel eine richtige Ansicht hätte! Also seien Sie nicht zu bescheiden, heraus damit!"

Robert Power blickte den Herrn mit der langen Nase etwas stolz an, als ob ihm seine Vertraulichkeit mißfallen hätte. „Der Sergeant," sagte er, „hat mit der Sache nichts zu thun! Es ist Ihre Aufgabe, den Fall zu verfolgen, und ich bin sicher, daß man dies einem Manne von Ihren Talenten und Ihren Erfahrungen ruhig überlassen kann."

In Roberts Wesen und in dem ruhigen Spott dieses Komplimentes für Herrn Brusel lag etwas, was diesen Herrn ein wenig aus der Fassung brachte.

„Ich wollte Sie nicht beleidigen," murmelte er, „es ist nur meine Art so." Dann fügte er hinzu: „Wir wünschen Alle, die wir hier sind, diese Aufgabe durchzuführen. Ich bitte um Ihren Beistand. Ich habe bemerkt, daß Sie die Sache mit ungewöhnlicher Umsicht eingeleitet haben. Habe ich Ihnen das nicht bereits gesagt, Inspektor? Und ich dachte, Sie werden vielleicht noch etwas mehr wissen."

„Ich habe Ihnen Alles mitgetheilt, was ich ermitteln konnte," sagte Sergeant Power kühl. „Ich habe meine eigene Meinung über die Sache, wie Sie richtig zu vermuthen scheinen, aber ich ziehe vor, sie für mich zu behalten. Meinungen zu äußern ist oft gefährlich und führt zuweilen in böse Verlegenheiten."

„Gut, thun Sie, wie es Ihnen beliebt," erwiderte Mister Brusel, „aber bemerken Sie wohl, Sie thun Unrecht, wenn Sie sich von mir abwenden. Ich bin ein bischen eigenthümlich, das weiß ich, das ist so meine dumme Art, aber ich bin nicht bösartig. Sie können überall danach fragen, ob jemals Tom Brusel einem Kollegen schroff begegnete oder sich fremdes Verdienst anzueignen suchte." Mit seinen scharfen Augen und buschigen Augenbrauen und seiner langen Nase sah Tom Brusel wirklich so aus, wie er sich selbst beschrieb. Er ließ sich vielleicht zu sehr gehen und war in seinem Benehmen gegen solche, die er für seinesgleichen oder für seine Untergebenen hielt, ungenirt, aber sein Wesen hatte einen Hauch von Aufrichtigkeit und Gutmüthigkeit. Er wollte niemand beleidigen und hatte nur die Unvorsichtigkeit begangen, Robert Powers Empfindlichkeit und niedergedrückte Stimmung zu verletzen.

Der Letztere jedoch machte sich bereits Vorwürfe über sein abweisendes Verhalten.

„Es ist schon gut, ich habe keinen Groll gegen Sie," sagte er. „Ich glaube nicht, daß ich Ihnen viel helfen kann, denn bis jetzt bin ich selbst ganz im Dunkel, aber wenn ich Ihnen irgendwie nützlich sein kann, bin ich gerne bereit dazu."

„Ihre Hand darauf, und Sie können auf Tom Brusel als auf einen Freund rechnen!“ rief der Detektive lebhaft. „Und erlauben Sie mir zu sagen, daß ich stolz darauf bin, mit einem Manne Ihrer Art verbündet zu sein.“

„Nun zur Sache!“ sagte Robert Power lächelnd, „aber merken Sie wohl, ich weiß wenig Zuverlässiges. Sie haben die Leiche gesehen?“

„Jawohl.“

„Sie sahen diese beiden schrecklichen Wunden und den Einschnitt unter dem Arme?“

„Ja.“

„Sie haben gehört, wie der Verbrecher entflohen ist?“

„Ja, was dann?“

„Nun,“ sagte Sergeant Power, während sein Blick sich aufheiterte, „meine Ansicht ist, daß der Mord überhaupt nicht von einem Weib, sondern von einem Manne ausgeführt worden ist.“

Wäre eine Bombe im Zimmer geplatzt, so hätte die Aufregung nicht größer sein können, als sie Robert Powers Bemerkung hervorrief. Der Inspektor blickte auf, um sich zu überzeugen, daß sein Untergebener bei vollem Verstande sei, während der Detektive ein langes Pfeifen hören ließ, welches sein tiefstes Erstaunen ausdrückte.

„Gerechter Himmel!“ sagte der Inspektor, „was in aller Welt sprechen Sie da, Power? Hat denn nicht Frau Gregory selbst das Weib gesehen?“

„Frau Gregory sah die Kleider der Frau,“ erwiderte Power, „nicht aber ihr Gesicht, und hörte nicht ihre Stimme. Es kann sein, daß ich mich irre, und was ich sage, beruht nur auf einer unbestimmten Vermuthung. Aber hören Sie mich an. Ich lenke Ihre Aufmerksamkeit zuerst auf das Verbrechen. Was finden wir da? Eine Dame mit durchschnittenem Hals, — zwei lange Wunden, wie von dem Messer eines Chirurgen. Würde eine Frau genügend Kraft dazu besessen haben? Das bezweifle ich. Würde sie den Muth gehabt haben, darauf noch im Zimmer zu bleiben, in Gegenwart ihres Opfers Alles zu durchwühlen, ihre Hände zu waschen und dann schließlich noch diesen Ausschnitt unter dem rechten Arme zu machen, die Leiche halb zu entkleiden und nachher sie wieder anzukleiden, darauf ohne irgend eine Spur zu hinterlassen, durch das Fenster zu entfliehen und es dann hinter sich wieder zu verschließen, um uns auf falsche Spur zu führen? Gibt es irgend eine Frau, frage ich Sie, welche alles das hätte thun können?“

„Was das betrifft, so bin ich nicht so sicher,“ bemerkte Mr. Brusel zweifelnd, „ich habe Gelegenheit gehabt, weibliche Teufel kennen zu lernen, welche zu Allem im Stande waren.“

„Das ist möglich,“ erwiderte Sergeant Power, „aber noch eins: Wer hat diese Frau gesehen? Niemand. Frau Gregory konnte nur aussagen, sie sei groß und dunkel und in einen langen Shawl eingehüllt gewesen.“

„Sie hat sich so viel als möglich verborgen,“ sagte der Sergeant, „und war die Treppe hinaufgegangen, ohne ein Wort zu sprechen.“

„Das beweist nur,“ bemerkte der Inspektor, den Kopf schüttelnd, „was für eine schlaue Person sie war. Sie war mit Mordgedanken gekommen, und wollte deshalb nicht mehr von ihrem Aeußeren sehen lassen, als durchaus nöthig war. Es ist eine seltsame Ansicht, die Sie da ausgesprochen haben, Power, aber ich fürchte, Sie werden mich nicht überzeugen können.“

„Aber lassen Sie ihn trotzdem aussprechen,“ sagte Mr. Brusel, „wir haben noch nicht Alles gehört.“

„Nein, Sie haben noch nicht Alles gehört,“ bestätigte Robert Power. Der junge Mann wurde warm. Es gewährte ihm nach einem langen peinlichen Zustand des Zweifels Erleichterung, seine Gedanken auszusprechen.

„Erinnern Sie sich,“ fuhr er fort, zu dem Inspektor gewendet, „jenes Papierschnitzels mit den französischen Worten darauf, den ich Ihnen gab?“

„Ja“, erwiderte der Inspektor, „ich habe ihn bei mir, in meinem Taschenbuche.“

„Gut. Damals hielt ich es noch für unnütz, Ihnen zu sagen, daß ich die Handschrift als die eines Mannes erkannte, den ich kenne.“

„Wahrhaftig?“ rief der Inspektor, griff nach seinem Taschenbuche und zog den Papierschnitzel heraus.

„Derjenige, der diese Worte hier geschrieben hat,“ fuhr der Sergeant fort, „ist ein alter Bekannter von mir, aus der Zeit, bevor ich in den Dienst trat. Er kannte die Ermordete, und er ist in diesem Augenblick hier in der Stadt. Ich habe ihn mit eigenen Augen gesehen, und so sicher, als ich hier vor Ihnen stehe, — wenn wir es auch nicht beweisen können, — ist es der Mann, welchen Frau Gregory als Frau verkleidet sah, und welchen wir wegen des Mordes in der Villa Rob-Roy suchen.“

12.

Sowohl der Inspektor als auch der Detektive sprangen erstaunt auf.

„Was habe ich gesagt?“ rief der Letztere triumphirend. „Habe ich es nicht in Ihrem Gesicht gelesen, daß Sie noch etwas wissen?“

Nachdem Sergeant Power seine geheime Ueberzeugung in so entschiedener Weise ausgesprochen hatte, fürchtete er nun aber doch, zu voreilig gewesen zu sein.

„Aber merken Sie wohl,“ fügte er hinzu, „ich habe nur sehr wenige wirkliche Beweise. Ich erkannte die Handschrift auf diesem Papier und erblickte gestern Abend ganz zufällig den Mann, der diese Worte geschrieben hat, nachdem ich ihn seit Jahren aus dem Gesicht verloren hatte. Dies führte mich endlich auf diesen Schluß.“

„Wie heißt er?“ fragten Beide in einem Athem.

„Sein Name ist Saint Alban,“ erwiderte Robert Power.

„Saint Alban!“ rief Mr. Brusel, „das ist ja merkwürdig! Saint Alban, wenn es derselbe ist, ist einer der reichsten Leute in London, sein Name ist an der Börse gut für jede Summe. Wie in aller Welt haben Sie ihn kennen gelernt?“

Sergeant Power zog seine Stirn zusammen. „Vor einigen Jahren lebte ich in Manchester,“ erwiderte er, „dort habe ich ihn kennen gelernt. Damals war er noch nicht reich, ich hatte sogar allen Grund zu glauben, daß er sehr weit davon entfernt war.“

„Ich will gehangen sein,“ rief Mr. Brusel in seiner ungenirten Sprechweise, „wenn ich weiß, wie das Alles zu verstehen ist. Aber sprechen Sie Ihre Meinung ganz aus, und dann wollen wir sehen, was wir zu thun haben.“

„Meine Ansicht ist folgende,“ sagte der junge Sergeant. „Wir wissen nicht, wer die unglückliche Dame war, aber es ist bekannt, daß sie hierher kam, um mit irgend Jemand zusammenzutreffen oder Jemand aufzusuchen. Sie war eine Französin und Saint Alban, welcher sagt, er sei ein Engländer von ausländischer Abstammung, hat früher, wie er mir einmal sagte, in Frankreich gelebt. Kann er sie nicht dort kennen gelernt haben? Das ist der eine Theil des Falles. Dann ist auch der Umstand zu berücksichtigen, daß der Brief, welchen die Fremde erhielt, von hier kam, wovon wir uns durch die Zeit seiner Bestellung überzeugt haben. Wir wissen auch, daß der Mörder die Villa Rob-Roy genau gekannt haben muß, um durch das Fenster zu entfliehen. Das Uebrige, die Kraft, welche die tödtliche Wunde beweist, die Ueberlegung und Sorgfalt, mit der Alles ausgeführt wurde, dient nur zur Bestätigung meiner Vermuthung. Ich habe die ganze vergangene Nacht darüber nachgedacht, aber ich kann zu keinem anderen Schlusse kommen.“

„Aber was kann der Zweck gewesen sein?“ fragte der Inspektor, auf welchen die Mittheilungen des Sergeanten großen Eindruck machten.

„Der Zweck ist für mich so dunkel, als für Sie. Der Mörder muß die Dame gekannt haben, das ist sicher, und sie kam um ihn aufzusuchen. Sie wissen, was ich über ihre Fragen nach dem feinsten Hotel der Stadt von dem Zimmermädchen des Royal-Hotels erfuhr. Die Dame muß augenscheinlich von den verbesserten Umständen Saint Albans gehört haben und glaubte demnach, ihn am ehesten in dem theuersten und vornehmsten Hotel zu finden. Stimmt das nicht Alles zu meiner Annahme?“

Inzwischen hatte der Detektive das Stück Papier des Briefes ergriffen und betrachtete es aufmerksam.

„Es ist eine ganz merkwürdige Handschrift,“ sagte er. „Ich habe etwas der Art schon früher gesehen. Es sieht aus, als wenn Jemand versucht hat, seine Handschrift zu verstellen. Ich hatte einmal einen Fall mit einem anonymen Brief, welcher mich daran erinnert. Sie sagen also, Sie haben diese Handschrift wiedererkannt?“

„Sofort!“ erwiderte der Sergeant in bestimmtem Tone.

„Dieser Saint Alban hat also öfter an Sie geschrieben?“

„Ich habe einen oder zwei Briefe von ihm erhalten, worin er mich um eine Auskunft fragte, die ich ihm geben konnte.“

„Haben Sie die Briefe aufbewahrt?“ fragte Mr. Brusel trocken.

„Nein, ich habe sie schon lange vernichtet. Aber die seltsame Handschrift fiel mir damals auf, und als ich dieses Papierstück sah, lebte meine Erinnerung wieder auf.“

„Es ist sehr schade, daß Sie die Briefe nicht mehr haben,“ bemerkte Mr. Brusel, „dann hätten wir ihn sofort. Eine verdammt kitzliche Geschichte,“ fügte er nach einer Weile hinzu, „und ich weiß nicht, ob wir es wagen sollen?“

„Was wagen?“ fragte der Inspektor Gadd.

„Nun, diesen Menschen festzunehmen.“

Sergeant Power schwieg und der Inspektor sah außerordentlich ernst aus.

„Sie sehen,“ erklärte Mr. Brusel, seinen Bart streichend, „ich bin geneigt, zu glauben, daß unser Freund, der Sergeant, den Finger auf die richtige Stelle gelegt hat. Er hat die Sache sehr gut angefangen und der Teufel hat ihm dabei geholfen, von Anfang bis zum Ende. Ich habe ihm sehr aufmerksam zugehört. Dieses Stück Papier ist nicht viel, aber ich habe Beispiele gehabt, wo viel weniger nöthig war, um einen Mann sicher zum Galgen zu führen.“

„Aber glauben Sie, daß wir es wagen können, mit so schwachen Gründen vorzugehen?“ fragte Inspektor Gadd. „Wir haben nur diesen Papierschnitzel, ein Nichts! Wie will Power beweisen, daß er sich in der Handschrift nicht geirrt hat?“

„Wer nicht wagt, gewinnt nicht,“ erwiderte Mr. Brusel. „Wenn dieser Mensch einen Brief, wie diesen da geschrieben hat, muß noch mehr von derselben Handschrift zu finden sein. Wenn wir ihn festnehmen, erlangen wir vielleicht auch noch andere wichtige Beweise zu seiner Ueberführung — Kleider oder sonst irgendwelche Sachen. Sie würden erstaunt sein über die Menge von kleinen Zwischenfällen, welche oft eintreten, wenn einmal die Sache ins Rollen gekommen ist.“

„Aber dennoch“ . . . bemerkte Mr. Gadd, den Kopf schüttelnd.

„Ich gebe zu, daß es sehr gewagt wäre, diesen Mann zu verhaften,“ unterbrach ihn Brusel, „zumal wenn wir seine hohe Stellung in der Gesellschaft berücksichtigen. Fatal, sehr fatal! Aber was sollen wir machen? Ich glaube, der Sergeant hat Recht, und wenn St. Alban der richtige Mann ist, warum sollen wir nutzlos Zeit verlieren?“

„Sie werden es am besten wissen, Sie sind erfahrener als ich in solchen Sachen,“ sagte der Inspektor, „aber ich fürchte, wir können in abscheuliche Verlegenheiten kommen.“

„Das ist richtig,“ erwiderte Brusel, „und daher muß die Sache sorgfältig überlegt werden. Eine junge Dame ist ermordet worden und der Mörder verschwunden. Der Sergeant behauptet, er sei ein Mann, und hat gute Gründe dafür angeführt. Wenn wir nun zu den andern Zeugenaussagen übergehen und annehmen, es sei eine Frau, wo bleibt dann unsere Spur? Eine Frau, welche wie Rauch in der Luft verschwunden ist, Niemand weiß etwas von ihr, sie ist in der Stadt nicht gesehen worden, obgleich sie wenigstens seit einigen Tagen hier gelebt haben muß, sie ist nicht auf den Bahnhöfen bemerkt worden, die ganze Stadt ist in Aufregung über diesen Mord gerathen, aber kein Mensch ist aufgetreten, um uns die geringste Auskunft über sie zu geben. Ist das nicht sonderbar?“

Der Detektive wandte sich um und blickte den Inspektor an, um den Erfolg seiner Rede besser zu beobachten.

(Fortsetzung folgt).

---

# Todtensonntag.

Von Reinhold Ortmann.



„Ziehen Sie die Vorhänge auf, Friedrich, ganz auf, und rücken Sie den Stuhl dicht ans Fenster, damit ich recht im vollen Sonnenschein sitze! — wir haben doch Sonnenschein, nicht wahr?“

Der Diener, an den die Worte gerichtet sind, ist grauköpfig, und ein wenig gebeugt; aber er erscheint jung neben dem kleinen gebrechlichen Greise, den er behutsam durch das schlicht ausgestattete Gelehrtenstübchen zu dem Platz am Fenster führt.

Wie ein verklärender Schimmer der Freude geht es über das faltige, wachsbleiche Antlitz unter dem schneeweißen Hauptbaar, als der hinfällige, verschrumpfte Körper in die sorglich zurecht gelegten Kissen des Lehnstuhls sinkt.

„Ah, das thut wohl — ich danke Ihnen, Friedrich! Merkwürdig, wie deutlich man die Helligkeit fühlt, auch ohne sie zu sehen. Und die guten Tage werden schon so selten im November. Ah, die Sonne — die Sonne!“

Er wendet das Gesicht dem lebenspendenden Lichtquell zu, von dem doch kein Strahl mehr in die erloschenen Augen dringen kann. Der alte Diener steht verlegen mitten im Zimmer. Auch als sein Herr eine freundlich verabschiedende Handbewegung macht, zögert er zu gehen.

„Nun, was ists mit Ihnen, Friedrich? — haben Sie noch was auf dem Herzen?“

„Ach ja, Herr Professor — eine Bitte hätte ich wohl. Die Marianne ist ja draußen, und der Herr Professor brauchen nur den Arm auszustrecken und zu klingeln, wenn Sie etwas nöthig haben. Auf ein Stündchen oder anderthalb könnten Sie mich da vielleicht entbehren. Ich möcht nur nach dem Kirchhof hinaus. Es ist ja Todtensonntag, und es wär das erste Mal seit zwanzig Jahren, daß ich ihnen ihren Kranz nicht selber brächte.“

„Todtensonntag!“ wiederholte der Gefragte langsam. „Schon wieder! Wie rasch doch die Zeit vergeht! — Aber Sie können gehen, Friedrich — natürlich können Sie gehen. — Es ist Ihre Frau und Ihr Sohn, denen Sie den Kranz bringen wollen — wie?“

„Ja, Herr Professor! — Sie wissen ja, ich habe sie an einem und demselben Tage begraben.“

„Freilich — freilich! — Aber daß es schon zwanzig Jahre her sein soll! Ich war damals um die siebzig herum — um die siebzig! Und nun bin ich noch immer da. Wie wunderlich doch das Schicksal mit den Menschen verfährt! Er war so kraftvoll und stattlich, Ihr Ludwig. Wer hätte wohl gedacht, daß ich ihn um zwanzig Jahre überleben würde!“

„Nun, hoffentlich werden es ja noch mehr als zwanzig, Herr Professor! Wenn man so rüstig ist und so viel Lebenskraft hat wie Sie —“

„O ja, Kraft genug, Friedrich! — Und auch Freude am Dasein trotz meiner Blindheit. So lange ich die Sonne noch fühlen kann, möchte ich sie auch nicht missen. — Es ist ein so häßlicher Gedanke — da unten in der kalten, dunklen Erde —; aber nun machen Sie, daß Sie fortkommen! — Ich will Ihre Todten nicht um den herkömmlichen Zoll der Liebe bringen.“

Mit einem gewissen Behagen lehnt er das weiße Haupt ins Kissen zurück und faltet die blutlosen, durchsichtigen Hände über der seidenen Decke.

„Zwanzig Jahre!“ murmeln seine Lippen in halb mechanischer Bewegung, als sich die Thür bereits hinter dem Diener geschlossen hatte. „Wie lange wohl noch — wie lange?“

Ein stilles, zufriedenes Lächeln ist auf seinem Gesicht. Er hört unten die knarrende Pforte gehen und er vernimmt den schweren langsamen Schritt des alten Dieners, wie er die steinernen Stufen vor dem Hause hinabsteigt, um seinen Weg nach dem Friedhofe anzutreten. Ganz deutlich glaubt der blinde Greis ihn vor sich zu sehen in seinem besten schwarzen Anzuge und mit dem Immortellenkranz über dem Arm.

„Zwanzig Jahre! — Und er geht noch immer die Gräber seiner Lieben zu schmücken. Ein guter Bursche! — Hatte er doch wahrhaftig etwas wie ein Schluchzen in der Stimme, als er mich um den kleinen Urlaub bat!“

Dem silberhaarigen Professor kommt schon längst keine Thräne mehr, wenn er an seine Gräber denkt. Das alles liegt weit hinter ihm, so unendlich weit! Die alten Erinnerungen haben nicht mehr die Macht, den heiteren Frieden seiner Seele zu stören; auf ewig verstummt sind die Saiten, die Glück oder Herzeleid dereinst in ihm erklingen machte, wie fremde Lust und fremdes Weh muthet ihn heute an, was vor Jahrzehnten an Lust und Weh seine Brust durchzittert.

Und doch läßt er die Gedanken nicht gerne bei seinen Gräbern weilen. Es ist so wohlig, mit gefalteten Händen hier oben im

Sonnenschein zu sitzen — wärs auch nur kalter Novembersonnenschein! Warum also an den Kirchhof denken und an die, welche sechs Fuß tief in der kühlen, dunklen Erde modern!

Aber da ist ein Wort, das ihm im Ohre summt und das nicht verstummen will, obwohl er den ganzen Rest seiner Willenskraft daran setzt, es zu verscheuchen.

Todtensonntag!

Der einzige Tag im Jahre, der den Todten gehören soll, und nur den Todten! Ist es nicht gerade, als ob sie Alle kämen, auch von ihm ihr Recht zu fordern, das karge, bescheidene Recht eines liebevollen Gedenkens? Und wie er sich auch bemüht, es ihnen zu weigern, sie lassen nicht mehr von ihm ab; klarer und immer klarer tauchen trotz seines Widerstrebens ihre Gestalten empor aus dem Dunkel, das ihn umgiebt.

Allen voran das schöne, gluthäugige, elfenzarte Geschöpf, das sich mit bebenden Gliedern so oft in seine Arme geschmiegt — das ihm so oft mit heißem Munde die Vorwürfe von den Lippen weggeküßt. Wie berauschend holdselig sie gewesen war, wenn sie im sinnberückenden Wirbel des Tanzes dahinflog durch einen glänzend erhellten Saal! Wie da die Rosen auf ihren Wangen glühten, diese Rosen, deren Aufblühen ihn in geheimer Angst erzittern machte und die doch so wundersam lieblich waren auf ihrer durchsichtigen, weißen Haut! Hundertmal, wenn sie auf der Heimfahrt mit ungestüm pochendem Herzen, mit ängstlich hastendem Athem, und fiebrischen Pulsen zum Tode erschöpft an seiner Brust gelegen, hatte er sich heilig vorgesetzt, ihr fortan mit dem unerbittlichen Machtwort des Gebieters die verderbliche Lust zu versagen. Aber er war gegen keine seiner Patientinnen so machtlos gewesen, als gegen sie. Seine Strenge war zerschmolzen vor einem bittenden Blick ihrer dunklen Augen, seine festesten Entschlüsse hatte sie wie Kartenhäuser umgeworfen mit einem schmeichelnden Hauch ihrer korallenrothen Lippen. Sie hatte ja das Vergnügen so sehr geliebt und sie wäre vielleicht auch daran gestorben, daß sie es hätte entbehren müssen. Woher hätte er da die Kraft nehmen sollen, es ihr wirklich zu verbieten!

„Gebt mir noch einmal das Kind!“ das waren ihre letzten verständlichen Worte gewesen, und mit dem kleinen hülflosen, wimmernden Bündelchen in den Armen war sie gestorben. Damals hatte er gemeint, der Klang dieser sechs Worte werde ihn verfolgen bis an seinen Tod, und die blutende Wunde in seinem Herzen werde sich nicht schließen, bis dies Herz aufgehört habe zu schlagen. Durch Sturm und Regen war er Tag für Tag hinausgewandert zu dem frischen Hügel; verzweifelt hatte er stundenlang auf den Knieen gelegen vor dem schönen, anmuthstrahlenden Bilde, in welchem einst eines begeisterten Künstlers Hand ihre herrlichen Züge festgehalten. Ein Schmerz wie der seine konnte nimmer enden; ihn zu ertödten oder auch nur zu lindern, war seiner innersten Ueberzeugung nach die karg bemessene Dauer eines Menschenlebens viel zu kurz!

Das Bild, dessen einst so leuchtende Farben schon stark gedunkelt sind, hängt noch immer über seinem Schreibtisch, und bisweilen sogar erhebt er in alter Gewöhnung die erloschenen Augen zu ihm empor wie ehedem, da sie es sehen konnten. Aber seit mehr als einem Menschenalter schon geht bei dem Gedanken an die früh Verstorbene kein schmerzliches Zucken mehr durch seine Seele, die Erinnerung an die junge Liebesseligkeit ist verblaßt und mit ihr auch das Gedächtniß jenes großen Herzeleids, das er einst für so ganz unheilbar gehalten.

Das Grab seines Weibes ist ihm heute nur ein Grab wie viele andere mehr. Auch wenn er nicht blind wäre, würde er Mühe haben, es zu finden, so lange ist es her, daß er zum letzten Male vor ihm gestanden. Seitdem er über die Siebzig hinaus ist geht er auf keinen Kirchhof mehr. Es würde ihm wie eine Herausforderung an den Tod erscheinen, und er will die Sonne nicht missen, obwohl er schon längst aufgehört hat, sie zu sehen.

Der Gärtner des Friedhofes ist es, der gegen gute Bezahlung in jedem Frühling von Neuem die beiden Hügel schmückt — die beiden, denn schon seit beinahe fünfzig Jahren sind es ihrer zwei.

Das war ein düsterer Tag in seinem Leben, da der junge Kandidat der Medizin zu ungewöhnlicher Zeit in sein Arbeitszimmer trat, todtenbleichen Antlitzes, aber mit einem erzwungenen Lächeln auf den Lippen.

„Erschrick nicht, lieber Vater! — Aber ich glaube, Du wirst mich in Behandlung nehmen müssen. — Da — ich habe mich wohl heute Morgen bei der Sektion einer Ertrunkenen ein wenig geritzt.“

Und er hatte Rock und Hemd emporgestreift über den jugendlichstarken, muskelschwellenden Arm. — — —

Wie hatte der Professor damals Tage und Wochen lang mit allen Waffen seines ungewöhnlichen Wissens, mit allen Kräften seines viel bewunderten Geistes gegen den erbarmungslosen Würger gerungen! Wie hatte er in ohnmächtiger Wuth seine armselige Wissenschaft verflucht, wenn er unter der Last des Kummers zusammenbrach, sobald die Thür des Krankenzimmers sich hinter ihm geschlossen! Er hatte seinen Freunden für einen Freigeist, einen Atheisten gegolten bis zu dieser Zeit, und er hatte doch mit erhobenen Händen zu Gott gebetet um das Leben seines einzigen Sohnes, denn dieser Sohn, der da mit dem Tode rang, er war sein Stolz und sein Glück, war der Gegenstand all' seiner Hoffnungen und Wünsche, war der beste Theil seines Seins.

„Nimm mir Alles, Du Unerforschlicher — Alles! — Vernichte mich selbst, wenn es eines Opfers bedarf, Deinen Zorn zu sühnen. Nur lege mir nicht auf, was über eines Menschen Kräfte geht. — Ich kann ihn ja nicht hergeben — ich kann nicht — ich kann nicht!“

Und er hatte ihn doch hingeben müssen.

Das Entsetzliche war geschehen, und er hatte es überwunden. Er war es seit Langem zufrieden, daß Gott das Opfer nicht angenommen, das er ihm geboten. Denn es war noch immer ganz erträglich hier oben, auch wenn man Tag für Tag in undurchdringlicher Finsterniß dasitzen mußte, unfähig zu schaffen wie zu genießen, die schwachen, welken Hände mit stiller Ergebung im Schooße gefaltet.

Todtensonntag!

Viel andere Gestalten noch tauchen neben den beiden in seiner Erinnerung auf. Er zählt neunzig Jahre, und die Liste seiner Todten ist so lang, so lang! Von Diesem und Jenem, den er einst aufrichtig beweint hat, bewahrt sein greisenhaftes Gedächtniß heute vielleicht nicht einmal mehr den Klang des Namens. Einer hat den Anderen daraus verdrängt. Es sind ihrer zu Viele geworden im Laufe der Jahrzehnte.

Warum er sich nur gerade des Einen so merkwürdig deutlich erinnert in dieser Stunde — des Einen, der seinem Herzen doch nicht einmal besonders nahe gestanden!

Ein Oberst war's gewesen von den Dragonern, ein prächtiger Kumpan im gemüthlichen Kneipwinkel und eine lachende Verkörperung der sonnigsten Daseinsfreude. Vom rauhen Krieger freilich hatte er nur wenig gehabt — in seiner behaglichen Leibesfülle, mit seinem guten freundlichen Gesicht und den munteren Augen, die so treuherzig unter den schon ergrauten buschigen Brauen hervorblinzelten. Aber er hatte doch ins Feld hinaus müssen mit seinem schönen, bunten Regiment, als höhnend der gallische Kriegsruf über den Rhein her erklang, und als es galt, in rechtschaffenem Kampfe das bedrohte Vaterland zu vertheidigen. Er hatte wahrhaftig nicht ausgesehen wie Einer, der gerne schon in's Gras beißen möchte, als er vom Sattel aus zum letzten Mal grüßend seinen Säbel gegen die blinkenden Fenster der traulichen Stammkneipe geschwungen.

„Auf Wiedersehen bei einem Siegesschoppen!“ das war das letzte Wort gewesen, das der Professor von ihm gehört hatte, und lange noch hatte ihm das brausende Hurrah der davonsprengenden Dragoner im Ohre geklungen. Zwei Monate später hatte des trinkfrohen Obersten Name an der Spitze einer neuen Verlustliste gestanden. Bei einer Attaque hatte er die Todeswunde empfangen und noch am nämlichen Abend war er gestorben, nachdem sein König ihm das eiserne Kreuz erster Klasse als Lohn für heldenmüthige Tapferkeit auf die Decke gelegt.

„Wie sauer es ihm geworden sein mag, so bald schon von dem sonnigen Dasein zu scheiden!“ hatte mitleidig der Professor gedacht, als er jene Trauerkunde gelesen. „Gewiß ist er recht schwer gestorben, der Arme, denn er hat doch so gerne gelebt.“

Nach dem Friedensschluß aber hatte er zufällig den Ober-Stabsarzt gesprochen, der dem tapferen Obersten die Augen zugedrückt. Und da war er nicht wenig erstaunt gewesen zu hören, wie heiter und freudig der graubärtige Reiteroffizier seinen Heldentod gestorben war — wie sein bleiches Antlitz sich verklärt hatte bei der Kunde vom glorreich erfochtenen Siege — wie fast noch der letzte Laut aus der durchschossenen Brust ein munteres Scherzwort gewesen war.

Das hatte er nie begreifen können, damals so wenig als heute. War es denn wirklich denkbar, daß man freudig sterben könne — ohne Furcht und Grauen vor dem Schrecklichen, Unbekannten, das da drüben jenseits der Grenze lauert?

Ach, wer doch das große Geheimniß zu ergründen vermöchte — das tiefe undurchdringliche Geheimniß des Sterbens!

Die Erinnerungen sind es, die ihn so müde gemacht haben, den neunzigjährigen blinden Greis dort am Fenster. Bequemer legt er den schneeweißen Kopf in die Kissen, und höher hinauf ziehen seine schwachen zitternden Finger die seidene Decke. Es fröstelt ihn ein wenig; eine leise Empfindung des Unbehagens läßt ihn errathen, daß die Sonne nicht mehr da sei, die lebenspendende, lebenerhaltende Sonne, die er nimmer so sehr geliebt hat als seit dem Tage, da er sie nicht mehr sieht.

Aber sie wird ja wiederkommen, wie sie noch immer wiedergekommen ist. Man hat allmählich gelernt, in Geduld und Ergebung zu warten, wenn man neunzig Jahre alt geworden ist und wenn man auf Erden nichts mehr zu fürchten hat als den schrecklichen, den unumgänglichen Tod.

Der Professor faltet die durchsichtigen Finger in einander und wartet, daß die Sonne wiederkomme. Leiser und immer leiser werden die Athemzüge seiner eingesunkenen Brust. Das Glockengeläute des Todtensonntags ertönt von ferne mit friedlich ernstem Klang. Wie holde, melodische Stimmen aus einer andern Welt hat er die ersten Töne vernommen, dann aber wird es stille um ihn her — ganz stille. Eine kleine Weile noch, und die hageren Glieder strecken sich ein wenig unter der seidenen Decke, das schneeige Haupt neigt sich nach vorn und das spitze Kinn sinkt tiefer auf die Brust herab.

Das große Geheimniß des Sterbens — nun ist es auch ihm offenbar. . . .

Verantwortlicher Redakteur: E. R. Liebscher in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.